Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

24 (15.6.1855) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt
des Schwarzwälder Boten.

№ 24. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 15. Juni 1855.

Marie.
(Fortsezung.)

„Erhole Sie sich nur, Jungfer," redete der Gefängnißwächter Marie an, „und suche Sie sich in Ihr Schicksal zu finden; für's Erste läßt sich Nichts daran ändern; wenn Sie aber, wie die Leute meinen, kein sonderliches Unrecht gethan hat, so kann vielleicht Ihre Strafzeit verkürzt werden; freilich, versprechen kann ich's Ihr nicht."

Marie starrte ihn lautlos an, keine Thräne entquoll ihren Augen, aber ein heftiger Krampf hob ihre Brust, und ein unnennbares Weh durchbebte sie so gewaltsam, daß sie hoffte, ihrem lezten Augenblicke nahe zu seyn. Diese Hoffnung gab ihr einige Fassung, und der Sprache wieder mächtig, war ihre erste Frage: „Was wird aus meinen Eltern?"

„Ihr Vater ist wieder frei gelassen," antwortete der Mann, „aber wie ich höre, verliert er sein Amt und muß das Land verlassen; morgen wird er mit seiner Frau durch einen Gerichtsdiener über die Gränze gebracht."

Marie's Pulse stockten bei dieser Nachricht, ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirn und der Engel des Todes neigte sich zu ihr, um sie mit seinem Friedenskusse zu berühren, aber eine höhere Hand leitete seinen Flug über sie hin, denn sie war bestimmt, den Kelch ganz zu leeren, den das Schicksal ihr reichte.

Als belebe eine unsichtbare Macht ihre gelähmte Kraft, sprang sie rasch in die Höhe. „Laßt mich hinaus!" rief sie, „um der Barmherzigkeit des großen Gottes willen, laßt mich frei! ich will zum König, will seine Füße umklammern, ihn um Erbarmen für meine Eltern bitten! mich mögt Ihr nehmen, ich will die doppelte Schmach erdulden, aber die Eltern dürfen nicht mit mir leiden; laßt mich zum König!"

„Das geht nicht so, Jüngferchen," sagte der Gefängnißwächter, „wenn ich Sie hinausließe, könnte ich mich selbst auf's Zuchthaus gefaßt machen, und Ihr würde es auch Nichts helfen: beim Könige würde Sie schlecht ankommen!"

„Nein, nein!" rief Marie in steigender Angst, „das kann nicht seyn!"

„Nicht?" unterbrach sie der Wächter, „nun, da ist eben nicht zu spaßen, der Lieutenant Katt hat's auch erfahren."

Dieser Name zog Marie auf einen Augenblick von den bei ihr vorherrschenden Gedanken ab. „Der Lieutenant Katt?" wiederholte sie, „was ist aus ihm geworden?"

„Nun," erwiederte Jener, „dem kann es leicht noch etwas schlimmer ergehen, als Ihr, er hat dem Kronprinzen zu seiner Flucht wollen behülflich seyn, das wird ihm schlecht bekommen, der mag seinen Kopf nur festhalten."

„So kann uns denn nur Gott retten!" sagte Marie, und ihr schwer bedrängtes Herz löste sich in Wehmuth auf. Unter heißen Thränen sank sie auf ihre Knie und betete still und inbrünstig. Der Wächter betrachtete sie schweigend und nicht ohne Rührung; endlich richtete sie sich in die Höhe, und mit gefalteten Händen und einem Blick zum Himmel sprach sie: „Gottes Wille geschehe!" dann sezte sie sich auf ihr Lager, ließ den Kopf auf die Lehne des Schemels sinken, der neben ihr stand, und verharrte in dieser Stellung, bis der Wächter, nachdem er ihr tröstend zugesprochen hatte, sie verließ. —

Langsam zogen des Tages schwere Stunden an ihr vorüber; in dumpfer Betäubung saß das bedauernswürdige Mädchen, bis der Abend hereinbrach. Da trat der Kerkermeister wieder herein, er sezte eine ziemlich gute Speise und frisches Wasser als Abendmahlzeit vor sie hin und fragte, wie es ihr gehe. „Es zieht ein Gewitter herauf," sezte er hinzu, „wenn Sie sich fürchtet, so will ich Ihr meine Tochter schicken, die kann bei Ihr bleiben, bis es vorbei ist."

„Ich fürchte mich nicht," antwortete Marie, „was hätte ich noch zu fürchten oder zu hoffen? Wohl mir, wenn ein wohlthätiger Bliz den Weg zu meinem Herzen fände!"

„Wünscht Sie sonst noch Etwas?" fragte der Wächter.

„Nichts!" erwiederte sie; „aber sagt mir, wann wird mein Urtheil vollzogen werden?"

„Morgen früh," war die Antwort. — Marie erbebte, aber sie faßte sich.

„Wohl!" sprach sie, „könnte es nicht recht früh seyn, wenn die meisten Menschen noch schlafen, daß ich nicht einer gaffenden Menge zum Schauspiel diene?"

„Ich habe darüber Nichts zu bestimmen," sprach der Kerkermeister; „so viel ich weiß, wird es in der achten Stunde seyn. Doch das kann ich Ihr zum Troste sagen: Alle, die von Ihr sprechen, bedauern Sie. Ich selbst, ich möchte Ihr gern helfen, wenn ich nur könnte."

Der Donner, der schon lange in der Ferne gerollt hatte, machte sich durch einige starke Schläge hörbar, und zuckende Blize warfen ein rothes Licht durch das kleine Fenster in die Dämmerung des Kerkers. Da öffnete sich die nur angelehnte Thür des Gefängnisses, ein junges Mädchen trat herein.

„Vater!" sprach dasselbe, „geht hinauf, das Ungewitter ist uns nahe; die Mutter ist in Todesangst; geht! ich will ein Wenig bei der armen Jungfer bleiben."

„Das thue," sagte der Vater, zündete eine kleine Lampe an, empfahl Marie, die Nacht ruhig zuzubringen und ging hinaus.

Mit einem Ausdruck von Antheil betrachtete Katharine — so hieß des Kerkermeisters Tochter — das unglückliche Mädchen, das, ohne auf sie zu achten, stumm vor sich hin blickte und von Zeit zu Zeit die Thränen von ihrem bleichen Gesicht trocknete.

Katharine lud sie ein, etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Marie schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich bedaure Euch recht von Herzen," hob endlich Katharine an, „denn ich glaube, daß Ihr unschuldig seid und die harte Strafe nicht verdient."

Marie drückte die gefalteten Hände vor die Brust und weinte noch heftiger.

„Habt Ihr denn Nichts zu wünschen?" fragte Katharine, indem ihr selbst die Thränen in die Augen traten.

„Ach Gott! großer Gott!" jammerte Marie, „könnte ich nur meine armen Eltern noch ein Mal sehen und ihre Vergebung erlangen, daß ich dieß Unglück über sie brachte, freilich ohne meine Schuld, Gott weiß es!"

„Hört!" sprach Katharine, „habt Ihr nicht noch sonst Jemand, der Euch theuer ist?"

Marie antwortete nicht; da trat Katharine zu ihr heran und legte ein Briefchen auf den Tisch.

„Lest das," sprach sie, und rückte die Lampe zu ihr heran, bei deren Scheine Marie die Aufschrift betrachtete und Rudolphs Hand erkannte.

„Wer gab den Brief in Eure Hände?" fragte sie.

„Der selbst, der ihn schrieb," antwortete das Mädchen, „er

muß Euch sehr lieb haben. Heute Nachmittag, als ich auf dem Plaze vor dem Hause mit dem Trocknen der Wäsche zu thun hatte, kam er zu mir und fragte mich, ob ich Euch gesehen habe. Dann sprach er von Euch und versicherte, daß Ihr unschuldig wäret, und bat mich dringend, ihm heimlich Eingang in Euer Gefängniß zu verschaffen, oder wohl gar Euch diese Nacht entfliehen zu lassen. Er reichte mir dabei einen Geldbeutel, der mit Silber- und Goldstücken gefüllt war, aber ich nahm ihn nicht, denn ich durfte ihn nicht zu Euch lassen, noch weniger konnte ich Eure Flucht befördern, denn das hätte meinen Vater in's Unglück gestürzt, ja, ihm vielleicht das Leben gekostet. Das mußte ich ihm also abschlagen, so sehr er mich auch jammerte, denn er sah sehr blaß aus und man sah, daß es ihm schwer um's Herz war. Ich sagte ihm, eine Bestellung an Euch wollte ich allenfalls übernehmen, aber weiter Nichts. Darauf ging er weg, kam aber nach einer Weile wieder, und brachte mir diesen Brief für Euch. Ich wußte erst nicht, wie ich ihn Euch zustellen sollte; zum Glück kam das Gewitter, das gab eine Gelegenheit, den Vater zu bitten, daß er mir erlaube, so lange bei Euch zu bleiben, bis es vorüber sei. Er war es auch gleich zufrieden, denn er meint es gut mit Euch."

Marie erbrach Rudolph's Brief mit zitternder Hand, aber ihre Augen, von Thränen verdunkelt und geschwächt, vermochten kaum die bekannten Schriftzüge zu lesen. Der Brief enthielt die leidenschaftlichsten Aeußerungen eines gewaltigen Schmerzes und die bitterste Anklage gegen sich selbst, als den Urheber ihres Unglücks.

„Ich erbitte nicht Deine Verzeihung, Marie," schrieb er, „Du hast das Recht, mich zu verabscheuen; ich verabscheue mich ja selst. Auf Deine Liebe mache ich fortan keine Ansprüche mehr, aber beruhigen will ich Dich über das Schicksal Deiner Eltern. Ich folge ihnen in die Verbannung. Ich werde sie trösten, leiten und ernähren; keine Arbeit soll mir für sie zu schwer werden, keine Entbehrung zu schmerzlich. Morgen, wenn der Tag grant, verlassen wir die Heimath, wo wir so lange glücklich waren, wo ich noch glücklicher zu werden hoffte, wo aber der Friede nie wieder für uns zurückkehren würde. Ein fremder Boden wird uns aufnehmen, dorthin folge uns, wenn das Schicksal Deine Fesseln löst. Sie können Dich nicht erniedrigen, diese Fesseln, so wenig wie die Perle ihr reines Licht verliert, wenn eine entweihte Hand über sie hinfährt. Die wahre Tugend zeigt erst ihren Glanz, wenn ihr Herz gebrochen wird, wie die Sonnenstrahlen ihr schönstes Farbenspiel erst dann zeigen, wenn sie sich in Regenwolken brechen." —

Einige Angaben über die Gegend, welche die unglückliche Familie zu ihrem künftigen Aufenthalt zu wählen gedachte, machten den Schluß des Briefes.

Marie hob die verweinten Augen dankend gen Himmel, denn der Brief hatte wie ein kühlender Balsam auf ihr zerrissenes Herz gewirkt. „So werdet Ihr nicht ganz verlassen seyn, geliebte Eltern," dachte sie, „ein treues Herz wird für Euch sorgen, Euch Nahrung und Pflege verschaffen; o Gott! nimm meinen Dank für diesen Trost, und laß die aus der Heimath Verstoßenen auch in der Fremde eine neue Heimath finden!"

Sie hatte den lezten Gedanken laut ausgesprochen, ohne sich dessen bewußt zu seyn; dann wandte sie sich gegen Katharine, reichte ihr Hand und sagte:

„Ich danke Euch für Eure Theilnahme; solltet Ihr meinen Bruder noch sehen, so sagt ihm, daß ich ihm von Herzen verzeihe, wenn er hält, was er in diesem Briefe verspricht." — Sie wollte noch Etwas hinzufügen, aber Katharine, die ein Geräusch an der Thüre vernommen hatte, gab ihr einen Wink, den Brief zu verbergen, und gleich darauf trat der Gefängnißwächter herein.

„Das Gewitter zieht vorüber, kommt jezt, Katharine, laß die Jungfrau allein, denn ihr ist Ruhe nöthig." Bei diesen Worten zog er Katharine mit sich fort, die unwillig zu folgen schien; an der Thür wandte er sich noch ein Mal zu Marie: „Gott stärke Euch, armes Mädchen!" sprach er, trat hinaus, und dröhnend fiel hinter ihm die schwere Thür in ihre Angeln zurück.

Marie blieb lange wach auf ihrem harten Lager. Nach Mitternacht erlosch die Lampe; aber der Mond, der aus zerrissenen Wolken trat, begrüßte die Verlassene mit seinen Strahlen, die durch das kleine Gitterfenster die entgegengesezte Wand streiften. Dieser Lichtschein in die Düsterheit ihres Kerkers kam Marien vor, wie der tröstende Blick eines Engels in die Nacht ihres Schicksals.

„Gott ist mit mir," sagte sie sich, „und wird auch in den schwersten Stunden mit mir und den Meinigen seyn, denn er verläßt ja selbst den Verlassensten nicht!" Bei diesen Gedanken schloß sie, von Erschöpfung überwältigt, die Augen und sank in einen ziemlich ruhigen Schlaf.

* * *

Der Kronprinz war unterdessen nach Küstrin in strenge Festungshaft gebracht worden. Die Härte, mit der man ihn behandelte, weit entfernt, seinen Sinn zu beugen, stählte vielmehr sein Gemüth, und Keiner hätte selbst auf Befehl des Königs, ungestraft wagen können, die Ehrfurcht zu verlezen, welche er dem Königssohne schuldig war. Unter der Behandlung eines Verbrechers trat die ihm angeborne Hoheit in noch hellerem Glanze hervor.

Der König hatte ein Kriegsgericht berufen, vor welchem der Prinz erscheinen mußte. Die Festigkeit, welche er auch dort zeigte, sezte seine Richter in Erstaunen, und bewundernd ahnten sie den kräftigen Herrschergeist, den kein Mißgeschick erschüttern konnte. Der König wollte ihn nicht als Prinz gerichtet wissen, sondern als Offizier; demnach wäre sein Tod unvermeidlich gewesen; aber die Verwendung fremder Monarchen und die Vorstellungen einiger Generale und Minister leiteten den tödtlichen Streich an dem Prinzen vorüber; doch ein anderes Opfer mußte fallen, wenn des Königs Zorn etwas gedämpft werden sollte.

Der unglückliche Katt wurde als Deserteur von demselben Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Vergebens waren die Fürbitten seiner Verwandten und Freunde, der König war unerbittlich. Mit männlicher Fassung hörte der Verurtheilte den Spruch; dem Tode sah er ruhig in's Auge, aber der Gedanke an seine Eltern beugte ihn tief. Ein Geistlicher, der zu ihm geführt wurde, wollte ihm tröstend zusprechen. „Ich bedarf des Trostes nicht", sagte Katt, „ich habe das Leben verwirkt und werde im Vertrauen auf die ewige Gnade die Strafe, welche die Geseze mir zuerkannt, erleiden, ohne zu murren, oder zu zagen; aber meine Eltern trösten Sie, diese werden Trost vonnöthen haben."

Er ging rasch einige Mal auf und ab, um nicht von dieser Vorstellung überwältigt zu werden. Als er seine Kraft gesammelt hatte, fragte er nach dem Prinzen.

„Sie werden ihn noch sehen," antwortete der Geistliche; „Ihr Urtheil soll zu Küstrin in seiner Gegenwart vollzogen werden."

„Auch Das noch!" rief Katt, durch und durch erschüttert; „aber es sei! der Prinz ist ein Mann, und wird auch Das zu ertragen wissen; vielleicht aber wird er bald denselben blutigen Weg gehen." (Fortsezung folgt.)

Wieder ein Roman aus der Wirklichkeit.

Die Schwester einer Dame in Montpellier heirathete vor etwa 3 Jahren einen Mechaniker und wanderte mit ihm nach Californien aus, nachdem sie sich ihre schöne Schwester hatte portraitiren lassen. In Californien hing das Portrait bald über einem hübschen häuslichen Kamine. Ein reicher Mann, der bei dem Mechaniker Etwas bestellen wollte, bekam das Bild in die Augen, betrachtete es eine Zeit lang

und rief dann aus: „Bei Zeus, das Mädchen heirath' ich, wenn es in der Welt zu finden ist." Die Frau mußte ihm die Adresse der Schwester geben, darauf ging er eifrig davon, immer für sich wiederholend: „Bei Zeus, Die heirath' ich, Die heirath' ich, unter allen Umständen heirath' ich sie!" Das Erste, was er that, um sich in Montpellier einzuführten, waren zwei Sendungen Geld, jedes Mal 300 Thaler. Unlängst klopfte es an der Thür der schönen Schwester in Montpellier. Sie öffnete und ein derber, hübscher, bronzefarbener junger Herr bat um Erlaubniß, eintreten zu dürfen. Er hatte sich schon durch zwei Briefe anmelden lassen. Erröthende Verlegenheit. Eintreten. Kurze Auseinandersezung seines Anliegens, das kein Spaß sei, da er blos deshalb vom andern Ende der Erde gekommen, wo sich die Frau Schwester sehr wohl befinde. Also ja? — Erst die Mutter fragen. — Mutter: „I nun, da und weil — obgleich, aber ihrerseits." — Also richtig. Glänzende Hochzeit in Montpellier, worüber die ganze Nachbarschaft erstaunte und wovon sie Wochen lang sprach. Ende des Romans, Anfang einer glücklichen Ehe.

Uniformen der neuen französischen Kaisergarde. (Schluß).

Oberst der Grenadiere. Voltigeuroffizier. Grenadier in Parade. Voltigeur in Parade.

Vom Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen. (Fortsezung.)

35. Von der Innen- und Außenwelt.

Aus all' dem Vorhergehenden wird wohl Jedermann entnehmen können, daß man auf die Natur und Wirksamkeit der Nerven sein Augenmerk zu richten habe, wenn man den wesentlichen Unterschied zwischen dem Leben des Thieres und der Pflanze genauer verstehen will.

Leider aber befinden wir uns hier wiederum vor einer verschlossenen Pforte, welche die Wissenschaft noch nicht zu öffnen vermocht hat. — Ueber die Natur der Nerven und namentlich des Gehirns weiß die Wissenschaft nur sehr wenig zu sagen; dafür aber hat man über die Wirksamkeit der Nerven und des Gehirns reichhaltige Beobachtungen angestellt und sehr wichtige Schlüsse gezogen, so daß man über die Rolle, die sie im Körper des Thieres spielen, im Allgemeinen im Klaren ist, wenn auch über Einzelnheiten noch Zweifel obwalten.

Will man von der Wirksamkeit des gesammten Nervensystems, von der wir sogleich ein Näheres unsern Lesern vorführen werden, auf die Natur der Nerven, auf ihr innerstes Wesen einen Schluß ziehen, so wird man leicht geneigt, die Nerven für das eigentliche Lebensprinzip zu halten. Es hat auch nicht wenig Forscher gegeben, die in den Nerven die Grundquelle des Lebens gesucht haben, und auch noch gegenwärtig fehlt es an ausgezeichneten Denkern nicht, die die Nerventhätigkeit für die wirkliche Lebensthätigkeit halten. Betrachtet man indessen das Daseyn der Pflanzen als die Grundlage des thierischen Daseyns; und erwägt man, daß die Pflanzen ohne Nervensystem leben, so wird man dahingeführt, die Nerven zwar als die Hauptorgane des thierischen Lebens, aber keineswegs das Leben als eine bloße Wirkung der Nerven zu betrachten.

Auch eine unbestreitbare Beobachtung an der Entwicklung des thierischen Lebens führt zu dem Schluß, daß eine Lebensthätigkeit schon im Ei vorhanden ist, bevor noch Nerven existiren. In einem HühnerEi stellt sich's zwar schon nach wenigen Stunden der Bebrütung heraus, daß Rückenmark und Hirn des Hühnchens die ersten Dinge sind, auf welche es bei

der Entwicklung abgesehen ist; aber es ist unbestreitbar, daß eine Lebensthätigkeit im Ei wirksam ist, bevor diese Hauptsitze des Nervensystems sich zu bilden anfangen, daß also das Leben nicht eine bloße Wirksamkeit eines vorhandenen Nervensystems seyn könne. —

Das innerste Wesen der Nerven ist nicht minder dunkel als das innerste Wesen des Lebens; wir wollen daher unsere Leser nicht mit diesen tiefen Räthseln behelligen und sie lieber auf das Gebiet führen, auf dem die Beobachtung bereits reichliche Erfahrungen und ergiebige Resultate gesammelt hat, auf das Gebiet jenes Theils der Wissenschaft, welcher von der Wirksamkeit der Nerven handelt.

Wir haben es bereits gezeigt, daß selbst das Pflanzenleben des Thieres, daß das Wachsthum, die Ernährung, der Säfte-Umlauf, die Athmung, die Ausscheidung unbrauchbarer Stoffe u. s. w. von einem Nervensystem dirigirt werden. Wir wissen es auch ferner, daß Empfindung und Bewegung von der Wirksamkeit des Gehirns abhängen, welches das CentralBüreau des Nervensystems ist. Man hat nun sehr sorgsame Untersuchungen angestellt, um dieser Wirksamkeit etwas näher auf die Spur zu kommen, und ist, namentlich in neuerer Zeit, ziemlich glücklich in diesen Forschungen gewesen. —

Bevor wir jedoch von diesen Forschungen speziell sprechen, müssen wir auf die Verschiedenartigkeit der Empfindungen und auf die Natur der Bewegungen des lebenden Thieres einen kurzen Blick werfen.

Von allem, was im Innern des Thieres vorgeht, hat das Thier im gewöhnlichen Zustand keine Empfindung. Wir Menschen, die wir die klügsten Thiere sind, spüren in gesunden Verhältnissen nichts von dem HerzSchlag, nichts von der Arbeit der Lungen, des Magens, des Darms, der Thätigkeit der Leber, der Nieren u. s. w. Was man von diesen Dingen weiß, hat man erst durch weitläufige Forschungen herausstudiren müssen. Ja, man besitzt unter anderem im Leibe ein Ding, das den Namen Milz trägt, und das gewiß etwas zu thun hat, da es schwerlich ohne Lebenszweck existiren würde; aber alle Forschungen haben es bisher noch nicht herausgebracht, wozu dies Ding da ist. Hätte man Empfindungen vom Wirken der innern Organe des Leibes, so würden wir ganz unzweifelhaft spüren, wann und unter welchen Umständen die Milz ihr Geschäft betreibt, und würden sicherlich über dieses Räthsel vollgültigen Aufschluß erhalten. —

Und ebenso wie wir von dem, was im Innern des Leibes vorgeht, nichts empfinden, so sind wir auch nicht im Stande, die innern Organe nach unserm Willen zu bewegen.

Empfindung und Bewegung des Thieres hat also seine Beziehung nicht zum Innern des Thieres, sondern zur Welt draußen, zur Außenwelt.

Wir empfinden, oder richtiger wir empfangen Eindrücke von den Dingen, die draußen, außerhalb unsers Körpers vorgehen. Wir bewegen unsere Glieder; aber dieses Kunststück können wir im Allgemeinen nur mit denjenigen Theilen unseres Leibes vollstrecken, die mit der Außenwelt in Berührung stehen.

Ist aber Empfindung und Bewegung wirklich das, was hauptsächlich das Thier von der Pflanze unterscheidet, so wird Jeder einsehen, daß das Thierleben seinen hauptsächlichen Werth in der Beziehung zur Außenwelt hat, während in dem Pflanzenleben mehr die Innenwelt wirksam ist.

Dies ist nun wiederum ein Gedanke, dem wir ein wenig näher nachspüren müssen und das wollen wir im nächsten Artikel thun. (Fortsezung folgt.)

Jungfrau Sebastopol.

Es zogen drei Bursche wohl über das Meer;
Aus fernem Westen kamen sie her.
Beim russischen Kaiser kehrten sie ein:
„Wo hast du dein liebstes Töchterlein?"

Da sprach der Kaiser mit barscher Stimm':
Mein Töchterlein findet ihr in der Krim.
„Und forschet nach seinem Namen ihr wohl, —
„Es heißet Jungfrau Sebastopol."
Und als die drei Bursche die Jungfrau geschaut,
Erkor sie jeder zu seiner Braut.
Der Erste zupfte am Schleier ihr;
Da klopfte sie ihm auf die Finger dafür.
Der Zweit' warf feurige Blicke ihr zu
Und schlürfte viel Thee und fror dazu!
Und sprach auf englisch: „Du spröde Miß,
„Wart' nur, im Sommer da kieg ich dich g'wiß."
Der Dritte war gar ein feuriger Mann,
Der sprang hinzu und faßte sie an:
„Ma chère demoiselle, jezt hab' ich dich schon;
„Ergieb dich dem Freier nur sans façon."
Die Jungfrau lachte ihm in's Gesicht.
„Nur sachte, mein Freund! es pressirt ja nicht.
„Ihr könnt um mich buhlen wie gestern so heut, —
„Ihr kriegt mich doch nimmer in Ewigkeit!"

Gespräche.

Pietsch. Sage mal, Lehmann, hat denn nanu Oestreich endlich Licht über seine Politik in de orientalische Frage jejeben?

Lehmann. Ja woll, aber et is man blos noch nicht anjesteckt.

* * *

Lehmann. Die infamen Fremdwörter stören mir immer in de Zeitungen! Was heeßt denn des wieder: Louis Napoleon is Fatalist?

Pietsch. Des heeßt weiter nischt, als deß er Vielen fatal ist.

* * *

Pietsch. Sage mal, Lehmann, warum schreiben denn Manche in de Zeitungen immer Wir statt Ich?

Lehmann. Weil se die deutsche Einheit hassen.

* * *

Lehmann. Na Du, nanu wird et doch Ernst mit de englische Fremdenlegion. Wat meenste, wollen wir uns anwerben lassen? Man kriegt 40 Dahler Handjeld un wenn man entlassen wird noch 'ne Jahresjage.

Pietsch. Na jut, denn will ick mir anwerben lassen. Det heeßt: ich bleibe Deutscher in de Fremdelejion. Ick ziehe jejen keenen, sondern bleibe neutral zurück! Det beding' ick mir dabei aus.

* * *

Pietsch. Du, die polnische Adresse in Paris un die Antwort druf, des is doch en unjeheures Ereigniß!

Lehmann. Ja woll; die Foljen davon sind ooch schon einjetreten.

Pietsch. (erstaunt) Wirklich?

Lehmann. Ja, et is 'ne jroße Umwälzung jeschehen. Früher sang nämlich Polen: „Noch is Polen nich verloren!" un jezt singt et Rußland.

Charade.

Wer meine Erste nicht im Leben scheut,
Dem muß ein süßer Lohn einst werden,
Und findet er ihn nicht auf Erden,
Ihm sind die lezten prophezeit
Im heiligen Buch, das Trost uns beut.

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:
Ein gutes Buch.
Kreuz Gang.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.